

Lebendige Seelsorge: Gibt es eine Situation in einem glaubenskommunikativen Kontext, die Ihnen nachhaltig in Erinnerung ist, weil in besonderer Weise von Gott die Rede war oder weil gerade das Gegenteil der Fall war?

Gudrun SteiB, xavière: Wir haben vor einiger Zeit die Erwachsenen-Taufbewerber*innen zu einem Einkehrtag eingeladen. Etwa 110 sind gekommen – mehr als doppelt so viel, wie wir dachten. Wir haben mit ihnen eine Übung gemacht namens Kerygma. Da geht es einfach nur darum: Wie bin ich zu meinem Glauben gekommen, wie kann ich Zeugnis ablegen, wie bekomme

„Ich stehe morgens nicht auf, um die Kirche zu retten. Ich stehe auf, weil Gott mich ruft.“

Ein Gespräch mit Jan Loffeld und Gudrun SteiB, xavière

ich das formuliert? Wir haben zwölf Tische gebildet, jeweils mit einer Person aus dem Diözesanteam, die ein bisschen moderiert hat. Jede*r hatte eine Viertelstunde Zeit, sich vorzubereiten. Dann haben wir uns einfach zugehört. Nicht nur ich, sondern wir alle sind da mit dem unglaublichen Gefühl von einer echten Erfahrung rausgegangen. Die Einheit hat wirklich alle geprägt, und zwar, weil einfach jede*r im Ich-Stil erzählen konnte: Wieso bin ich eigentlich hier? Es gab so unterschiedliche Geschichten, wie es Menschen gibt. Eine junge Frau, 24, erzählte, dass sie vor zwei Jahren einen schweren Autounfall hatte. Als sie im Krankenhaus aufgewacht sei, wusste sie, dass Gott sie geschützt hat. Und deswegen sei sie hier. Die nächste Person hat erzählt: „Mein Großvater ist gestorben. Er war ein sehr, sehr gläubiger Mensch. Und bei der Beerdigung habe ich gespürt, dass ich weiter mit meinem Großvater in Verbindung sein möchte. Der Glaube war für ihn so wichtig, dass es mich sozusagen auch erwischt hat. Und darum möchte ich jetzt diesen Weg gehen.“ Eine junge Frau aus einem Land in Subsahara-Afrika hat erzählt, in ihrer Kultur nähmen die Kinder die Religion des Vaters an. Der Vater war Moslem und die Mutter katholisch. Sie war geprägt vom Glauben und von der Praxis der ka-

Autounfall hatte. Als sie im Krankenhaus aufgewacht sei, wusste sie, dass Gott sie geschützt hat. Und deswegen sei sie hier. Die nächste Person hat erzählt: „Mein Großvater ist gestorben. Er war ein sehr, sehr gläubiger Mensch. Und bei der Beerdigung habe ich gespürt, dass ich weiter mit meinem Großvater in Verbindung sein möchte. Der Glaube war für ihn so wichtig, dass es mich sozusagen auch erwischt hat. Und darum möchte ich jetzt diesen Weg gehen.“ Eine junge Frau aus einem Land in Subsahara-Afrika hat erzählt, in ihrer Kultur nähmen die Kinder die Religion des Vaters an. Der Vater war Moslem und die Mutter katholisch. Sie war geprägt vom Glauben und von der Praxis der ka-

Jan Loffeld

Dr. theol. habil., Prof. für Praktische Theologie an der Tilburg University School of Catholic Theology in Utrecht (Niederlande).

Gudrun SteiB, xavière

Diözesanverantwortliche für das Erwachsenenkatechumenat und für Spiritualität in der Diözese Créteil (Frankreich); zuvor Leiterin der Pastoralen Dienststelle im Erzdiozese Hamburg.

Andrea Qualbrink

Dr.in theol., Leiterin des Bereichs Pastoralentwicklung (im Tandem) im Bistum Essen; Mit Herausgeberin der *Lebendigen Seelsorge*.

tholischen Mutter und wusste immer, sie möchte katholisch werden. Weil das aber in ihrem Land nicht ging, ist sie nach Frankreich gekommen, um katholisch werden zu können. Ich könnte jetzt stundenlang solche persönlichen Geschichten erzählen. Ich sehe uns da noch am Tisch und erinnere die Qualität des Zuhörens. Hinterher haben wir gesagt: „Wow, da sind Menschen auf so unterschiedliche Art und Weise von Gott berührt worden und die sind alle da.“

Jan Loffeld: Ich denke an zwei Neugetaufte. Sie sehen ihr Christ*inwerden als bewussten Prozess. In meinem Bachelorkursus mache ich immer auch eine Einheit zu Weisen beziehungsweise Haltungen, religiös und nicht religiös zu sein – Atheismus, Agnostizismus, Apatheismus und so weiter. Als es um den Apatheismus ging, sprang eine Studentin auf und sagte: „Das sind meine Eltern!“ Am Ende des Kurses bitte ich die Studierenden eine ‚Fresh Expression of the Gospel‘ aus ihrer Lebenswelt zu präsentieren und theologisch zu reflektieren. In diesem Kontext erklärte die Studentin, dass *The Passion* für sie der Ort war, an dem sie durch die Geschichte Jesu so angerührt worden sei, dass sie das nicht mehr so stehen lassen konnte. Ihre Eltern, die beim Schauen der TV-Show in der Karwoche buchstäblich neben ihr auf dem Sofa saßen, hätten sie überhaupt nicht verstanden. Sie hatte Ökonomie studiert, war mit Ende 20 erfolgreiche Unternehmerin in einer Firma und hat dann entschieden: „Ich muss jetzt den Teilzeit-Bachelor Theologie machen, ich muss dem Glauben auf den Grund gehen. Auch wenn meine Eltern damit nichts anfangen können, das ist so existenziell für mich, ich muss das jetzt vertiefen.“

Als Zweites fällt mir ein Student ein, der zunächst bei uns studiert hat und jetzt in Deutschland arbeitet. Er sagte: „Als sich der Wunsch zur Taufe bei mir entwickelt hat, wusste ich gar nicht, was ein Kardinal oder ein Bischof ist. All diese Dinge habe ich erst später gelernt.“ Das fand ich sehr interessant, weil es zeigt, dass die Kirche nicht allein die Bedingung der Möglichkeit im Sinne der institutionellen Gestalt für den Glauben ist, sondern immer deutlicher auch im Sinne einer Erzählgemeinschaft, wo man andockt: Dazu werden für viele Glaubensinteressierte interessanterweise die Großeltern wichtig. Die Kirche steht auf sehr verschiedene Weise, vor allem aber als Gottesvolk für die Big Story und darf, genauso wie die Theologischen Fakultäten, auskunftsfähig sein, wenn Leute solche Erfahrungen machen, damit sie sie spirituell beziehungsweise theologisch vertiefen können.

LS: Die aktuelle Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung zeigt, dass es immer mehr Menschen gibt, denen Gott nicht fehlt. Sind diese Menschen nicht mehr berührt oder berührbar von etwas, das die Menschen in Ihren Berichten und in den Kirchen generell vielleicht als Erfahrung mit Gott deuten würden?

Loffeld: Es gibt zwei Straßengräben. Der eine Straßengraben heißt: Jeder Mensch ist auf Gott angelegt, muss also zwangsläufig die Gottesfrage stellen, um ein

erfülltes Leben führen zu können. Der andere Straßengraben wäre die alte Säkularisierungsthese: Niemand mehr stellt die Frage nach Gott. Den Weg dazwischen finde ich interessant. Das ist das, was aktuell etwa in den Niederlanden, Frankreich und in vielen europäischen Ländern erlebt werden kann (interessanterweise bildet der deutsche Sprachraum da derzeit eine Ausnahme). Ich würde daher generell das klassische ‚transzendente Existenzial‘ durch ein ‚Potenzial‘ ersetzen, das aktiviert werden kann, aber nicht muss. Das wäre eine Freiheit, die ich mir für den Glauben nur wünschen kann.

LS: In der Kirche in Frankreich gibt es erstaunliche Entwicklungen. Was ist der Kontext, wie existiert die katholische Kirche in Frankreich?

SteiB: 1905 ist die Kirche in Frankreich enteignet worden. Kirche kommt nicht mehr vor im öffentlichen Leben, man darf nicht darüber reden und es interessiert sich auch niemand für die Kirche. Natürlich schreitet die Säkularisierung fort. Aber wir merken auch, dass da plötzlich 30 Prozent mehr Taufanfragen sind, insbesondere von Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Es sind Menschen, die sagen: „Eine Glaubenserfahrung hat in meinem Leben etwas ausgelöst, und jetzt kann ich nicht mehr so tun, als hätte das nicht stattgefunden.“ Es ist aber nicht so, dass die nachher alle Geld geben, den Blumenschmuck machen und Küster werden, damit die Pfarrei weiterlebt. Abgesehen vom Taufschein haben wir nichts. Viele Menschen kommen auch zur katholischen Kirche, weil sie sagen: „Hier gibt es eine Tradition, hier gibt es Wurzeln.“ Dieses Gefühl, nicht entwurzelt zu sein und irgendwo dazuzugehören, das schon lange existiert, ist sehr, sehr stark. Darum haben in Frankreich auch die freikirchlichen und traditionalistischen Gruppierungen einen großen Zulauf.

LS: Herr Loffeld, was beobachten Sie in den Niederlanden: Gibt es Tendenzen, die vergleichbar zu den Entwicklungen in Frankreich sind?

Loffeld: Ich beobachte, dass der Zulauf von einigen wenigen zur katholischen Kirche etwa bei Seelsorgenden noch sehr skeptisch betrachtet wird, weil man in den letzten 60 Jahren nur den Niedergang aller Zahlen erlebt hat. Wir sprechen sicherlich nicht von Massen, aber in Holland gab es im letzten Jahr 1.000 Erwachsenentaufen. Allein in Amsterdam, das ja bekanntlich zu den multikulturellsten Städten Europas gehört, waren es dieses Jahr 200. Ich habe viel mit Studierenden, die als Erwachsene getauft oder konvertiert sind, zu tun. Für sie ist interessanterweise auch die kirchliche Anerkennung unserer Fakultät wichtig. In einer Umfrage haben sie erklärt, dies sei der Link zum Ursprung, zu den Wurzeln, ähnlich wie es Gudrun SteiB eben erzählt hat. Sie verbinden mit dem Römisch-Katholischen nicht nur das Repressive (dies sicher auch), sondern sehen darin auch eine Metapher für Globalität, für eine synchrone und eine diachrone Gemeinschaft, für Tradition und Wurzeln. Dass bei uns die Studierendenzahlen je steigen würden, hätte man vor 15 Jahren, als man die Fakultäten fusioniert hat, nicht für möglich gehalten. Hier an der Fakultät erleben wir eine sehr große

Diversität an Standpunkten und Wegen zum Glauben. Gemeinsam ist allen eine existenzielle Betroffenheit, also eine deutliche Involviertheit in theologische Fragen und Sachzusammenhänge.

LS: Haben die Entwicklungen, die Sie beschreiben, etwas mit dem säkularisierten Umfeld und/oder mit der Art und Weise, Kirche in Frankreich, in den Niederlanden, in Deutschland zu sein, zu tun?

Steiß: Die Kirche in Frankreich ist tatsächlich eine arme Kirche. Es gibt keine Gehälter-Hierarchie. Diese Armut macht etwas mit den Strukturen und den Menschen, die in ihnen arbeiten. Wir haben ganz viele Zwischenstrukturen gar nicht; die Bistümer sind viel kleiner, man ist sehr viel schneller auf Augenhöhe innerhalb der Institution. Ich habe letzstens einen sehr besonderen Gottesdienst erlebt, in dem der Bischof jeden einzelnen neuen Engagierten, hauptamtlich, ehrenamtlich, auf der diözesanen Ebene, der Pfarrei, einschließlich der Leute, die administrativ etwas machen, entsandt hat – die Priester und Lai*innen, alle auf derselben Ebene. Und obwohl es als Bischof seine Aufgabe ist, zu entsenden, wollte er, dass die Gemeinschaft entsendet. Deshalb dauerte es auch länger. Es waren auch Leute aus einer Pfarrei aus Hamburg im Gottesdienst. Ich habe zu ihnen gesagt: „Geht, wenn es euch zu viel wird.“ Sie sind alle bis zum Schluss geblieben und sagten später: „Wir haben kein Wort verstanden, waren aber vollkommen von diesem Wir-Gefühl ergriffen.“ Das Letzte, das ich vielleicht noch sagen würde: Wenn du in Deutschland einen Pfarrer fragst, für wie viele Menschen er in seinem Bereich zuständig ist, dann sagt er dir, wie viele Katholik*innen er in der Pfarrei hat. Und zwar auf die Zahl genau. Wenn du hier einen Pfarrer fragst, dann sagt er dir die Einwohnerzahl. Der Kontext macht etwas in beiden Fällen. In Deutschland hatte ich den Eindruck, es geht immer nur um Kirche: Wie kann die Kirche glaubwürdiger werden? Wie kann die Kirche wieder Leute gewinnen? Kirche, Kirche, Kirche. Ich stehe morgens nicht auf, um die Kirche zu retten. Ich stehe auf, weil Gott mich ruft, und ich schaue, ob ich das irgendwie hinkriege, wenn es geht mit anderen, die auch dazugehören.

Loffeld: In Deutschland schaut man, so ebenfalls mein Eindruck, vorwiegend auf die Institution. Wenn ein Problem auftaucht, dann liegt es vor allem an der Institution. Sie muss daher das Problem auch lösen. Das ist den Niederländer*innen fremd und hat mit einer anderen Kulturgeschichte zu tun.

In der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung wurde gezeigt, dass Politiker*innen die Kirche beispielsweise schätzen, weil sie sich für Werte starkmacht. Gleichzeitig wurde in der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung deutlich, dass keine Institution die Säkularisierung aufhält, selbst wenn sie noch so gut funktioniert beziehungsweise in hohem Ansehen steht. Wir wissen aber auch, dass die Vergemeinschaftung im Glauben, also die Rückgebundenheit an eine Gemeinschaft, die dann natürlich wieder institutionelle Formen haben muss, die beste Garantie ist, dass der Glauben relevant bleibt, auch über Generationen hinweg. Das heißt,

dieser messianische Impact, den wir dem Institutionellen geben in Deutschland, der ist in Holland nicht zu verstehen. Das zeigt uns die derzeitige Situation: Daran hängt der Glaube nicht allein. Die Situation ist also komplex: Nur über die Kirche geht es nicht, ohne, im Sinne einer syn- und diachronen Erzählgemeinschaft, aber auch nicht.

LS: Wenn ich Sie richtig verstehe, steht nicht die Institution im Weg, sondern die dauerhafte Beschäftigung mit der Institution. Der Blick geht nicht zuerst auf die Menschen und auf das Evangelium, sondern immer auf die Institution.

Loffeld: Genau, die Situation ist genau so.

Steiß: Ja, das ist auch mein Eindruck.

LS: Sie haben beide das Erzählen von Erfahrungen und die Deutung als Erfahrung mit Gott starkgemacht. Daran schließen sich zwei Fragen für mich an. Die erste: Darf, ja sollte man Menschen ermutigen, von ihren Glaubenserfahrungen zu erzählen, und wenn ja, wo und wie? Die zweite: Was sehen Sie an dieser Art des Zeugnisgebens möglicherweise auch kritisch?

Steiß: Es gibt hier keine Sitzung, die nicht mit Bibelteilen anfängt. Ein Beispiel: Es gibt eine Gruppe von zwölf Menschen, die in den Pfarreien etwas wie Exerzitien im Alltag begleitet. Als ich diese Menschen kennengelernt habe, habe ich ihnen gesagt, um uns besser kennenzulernen, bringe jede*r den Bibeltext mit, der für sie oder ihn irgendwann einmal im Leben das Fundament gebildet hat. Diese kleine Sache hat in dieser Gruppe viel ausgelöst. Das war unglaublich. Sie haben das Gefühl entwickelt, eine zusammengehörende Glaubensgemeinschaft und ausgesandt zu sein. Ich brauche andere Menschen, die mir immer wieder zeigen, wie wichtig ihnen der Glaube ist und wie sie versuchen, ihn zu leben. Und wenn man das zusammenlegt und damit vorangeht, dann passiert etwas.

Loffeld: Vielleicht können wir den Menschen immer mehr auch als narratives Wesen begreifen, wie es auch verschiedene Humanwissenschaften betonen. Der Mensch erzählt Geschichten, er besteht aus Geschichten. Seine Identität und seine Erfahrungen bekommen Sinn, wenn sie in die Großgeschichte seines Lebens eingebettet sind. Pastoral ist dann der Raum des Erzählens, wo Menschen ihre Geschichten ohne Angst, ohne die Frage, ist das richtig oder nicht richtig, erzählen können. Bei uns in Deutschland besteht, so scheint es, immer der Konflikt zwischen Argumentation und Narration. Das ist etwa im angelsächsischen Sprachraum anders. Ich würde daher beides gar nicht in einen Gegensatz bringen. Es geht erst einmal darum, einen Erzählraum für Geschichten zu eröffnen. Der Narration kann, ja muss zuweilen die Argumentation folgen, indem es rational wird und dass man Rechenschaft gibt. Aber das Erste ist das existenzielle Berührtsein von der eigenen Lebensgeschichte durch andere Geschichten, durch die Geschichte des Evangeliums und so weiter. Die Grenze oder das große Warnschild ist für mich die Gefahr der Manipulierbarkeit durch Narrative. Gerade

weil wir Menschen narrative Wesen sind. Diese Gefahr sehe ich auch bei manchen Neuen Geistlichen Gemeinschaften. Da muss man dann schon argumentieren und sagen, dass nicht jede Geschichte eine Privatoffenbarung ist.

Steiß: Genau. Die Gefahr besteht immer dann, wenn Menschen sagen: „Meine Erfahrung ist die einzig richtige und du musst sie übernehmen.“

LS: Wie ist das Verhältnis von Erfahrung und Deutung?

Steiß: In Frankreich gibt es schon lange den mystagogischen Ansatz. Das heißt: Erst einmal eine Erfahrung machen und dann diese benennen, statt erst einmal alles erklären und dann eine Erfahrung machen. Es ist unsere Aufgabe in der Pastoral, Erfahrungen zu ermöglichen und dann zusammen mit anderen zu schauen, wie wir sie benennen können, ohne zu sagen: „So und so ist es.“

Loffeld: Das Anbieten ist wichtig. Wir bieten den Code an und überlassen es den Menschen, zu prüfen, ob es zu dem passt, was sie erfahren haben.

LS: Was wünschen Sie beziehungsweise empfehlen Sie – auf dem Hintergrund Ihrer Beobachtungen in Frankreich, den Niederlanden und Deutschland – der katholischen Kirche in Deutschland im Blick auf glaubenskommunikative Kontexte?

Loffeld: Den Mut, vieldimensional, also klassisch pastoraltheologisch in Gestalt der Grundvollzüge von Gott erzählen zu wollen. Und zu unterscheiden, wo es gelegen und wo es ungelegen ist. Das finde ich auch wichtig.

Steiß: Ich hätte zwei Ideen. Die eine ist eine echte Armut, damit man nicht ständig die Privilegien im Kopf hat. Und die zweite ist, dass die eigenen Glaubenserfahrungen geteilt werden, von allen, ohne eine Hierarchie in den Glaubenserzählungen.

LS: Vielen Dank für das Gespräch!